



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Erinnerungen aus der Bretagne

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Liturgie, innewohnt, und die naturgemäß um so mächtiger ist, je mehr das religiöse Leben, etwa noch unterstützt durch Priesterchaft und Kultgenossenschaften, zur Bewahrung des Überlieferten hinneigt. Die Tragödie, so tief religiös sie auch in ihren ersten Anfängen gestimmt sein mag, ist doch in dem Sinne eine Verweltlichung des Kultus, daß sie statt der Götter Heroen und Menschen in den Mittelpunkt der religiösen Ideen stellt, während die burleske Posse, eben weil sie von frühe an höchstens eine äußere Zugabe zum religiösen Kultus ist, diesen als solchen unberührt läßt. Darum sind die Kulturvölker von strengster Religiosität nicht zur Entwicklung einer Tragödie gelangt. So haben sie die Römer erst in später Zeit von den Griechen übernommen, und den Indern ist sie überhaupt fremd geblieben. Doch die strengere ist nicht unbedingt die tiefere Religiosität."

Wundts großes Werk bietet nicht bloß, wie der Leser aus diesen Proben erkannt haben wird, eine reiche Fülle belehrender und interessanter Tatsachen, sondern es löst auch eine für unsre Zeit hochwichtige Aufgabe: es zeigt, wie man die Menschheitsgeschichte „biologisch“, vom Standpunkte der modernen Naturwissenschaft aus und nach ihrer Methode, behandeln kann, ohne die ideellen Werte zu leugnen oder zu zerstören, nach deren Verlust dieser modernen Wissenschaft selbst, wie dem Menschendasein überhaupt, nur noch ein sehr zweifelhafter Wert beigemessen werden könnte.



## Erinnerungen aus der Bretagne



er in den letzten Jahren den Salon besucht oder in Deutschland internationale Kunstausstellungen gesehen hat, dem wird es nicht entgangen sein, daß überall Landschaften, Interieurs oder Typen aus der Bretagne vertreten waren. Und in manchem Beschauer wird der Wunsch erwacht sein, einmal diese Heiden und Felsen, diese Schlösser und Städtchen in Wirklichkeit zu sehen, die frommen Fischer und Hirten und die Frauen in den saubern weißen Häubchen bei ihrer Arbeit und ihren Vergnügungen zu beobachten.

Mir wenigstens ist es so ergangen. Dazu kamen Erinnerungen aus der Kinderzeit, wo man über den Abenteuern des Königs Artus und seiner Tafelrunde Vesperbrot und Schularbeiten vergaß. Da folgte man in atemloser Spannung Herrn Zwein auf seinen Ritterfahrten, und die bretonischen Wälder hallten wider von Schwerterklirren und Fehdegeschrei. Wie viele Borwitzige setzte da Gawain, „die Blume der Ritterschaft“, in den Sand! Im Schlosse zu Karidol waltete Frau Ginover die Schöne; und vor den Toren von Nantes

lag König Ither erschlagen in der Heide — aber strahlend in der Rüstung des Toten ritt jung Parsifal frohgemut in die Welt hinaus, als neuer „roter Ritter“ sein Glück zu suchen. Octave Feuillet und Pierre Loti hatten noch beigetragen, meine Sehnsucht zu steigern, und als sich mir diesen Sommer die Gelegenheit bot, mit einer Bekannten die interessante Gegend zu bereisen, war ich gern bereit, sie zu benutzen. Ich muß gestehn, daß ich mir bis dahin die Bretagne, allen Landkarten zum Hohn, viel zu klein vorgestellt hatte. Es mag sein, daß ich auch darin nicht ganz allein dastehe. Von den fünf Departements, die die alte Landschaft Bretagne umfaßt: Loire-Inférieure, Morbihan, Ille-et-Vilaine, Côtes-du-Nord und Finistère, lernte ich genauer nur Morbihan und Finistère kennen, von den Küsten nur die Südküste. Doch habe ich wiederholt gehört und gelesen, daß gerade dieser Teil die meisten geschichtlichen Erinnerungen berge, und daß er auch alle landschaftlichen Eigentümlichkeiten des Landes in sich vereinige. Nur eines tut mir leid: daß ich nicht den Mont Saint-Michel gesehen habe, der im Kanal nicht weit von Saint-Malo aus den Fluten ragt.

Wir fuhren von Paris über Orleans, Tours und Angers, immer an der Loire hin, die zwischen ihren lieblichen Ufern oft ganz im Sande zu verlaufen scheint. Sie lebt aber immer wieder auf, und bei Nantes sah ich sie Seeschiffe tragen. Wir erblickten im Vorüberfahren die prachtvollen Schlösser von Blois und Amboise und die feste Burg Langenais, wo 1491 die Hochzeit von Ludwig dem Zwölften und Anna, der Erbin der Bretagne, gefeiert wurde. Unter den Ruinen sind mir die Türme von Cinq-Mars und die malerischen Reste von Champtocé, wo Gilles de Retz, der Ritter Blaubart, gehaust haben soll, in der Erinnerung geblieben.

Durch die weinreichen Gegenden von Anjou gelangten wir nach Nantes, das mit seinen 124 000 Einwohnern die größte Stadt der Bretagne ist. Es liegt auf dem rechten Ufer und auf verschiedenen Inseln der Loire, am Einfluß der Erdre von Norden und der Sèvre Nantaise von Süden. Die Eisenbahn fährt auf den belebten Quais mitten durch die Stadt, am Theater und am alten Schloß vorbei, das mit mächtigen Wällen und zinnengekrönten dicken Türmen einen äußerst malerischen Anblick bietet. Die stattlichen Häuser längs des Stroms wurden, wie man mir berichtet hat, im achtzehnten Jahrhundert von reichen Reedern erbaut. Unter den vielen Reklameschildern sind die der Bisquiteries Nantaises besonders stark vertreten; die petits-beurres de Nantes sind ja in ganz Frankreich so bekannt und beliebt wie bei uns die Leibniz-„Krusperchen“, denen sie sehr ähneln. Weiterhin nach der Mündung zu erhebt sich ein kolossaler pont-transbordeur, unter dem die größten Seeschiffe hindurch in den Hafen einlaufen können.

Die Bahn wendet sich nun nach Norden, und die Stationsnamen klingen schon ganz bretonisch: Savenay, Drefféac, Saint-Gildas, Sévérac. Bei Redon fährt man über die Vilaine, an deren Oberlauf die alte Residenzstadt Rennes

liegt. Redon liegt auch an dem Kanal, der Nantes mit Brest verbindet. Malanfac ist die Station für Rochefort-en-Terre, eine beliebte Malerkolonie, die der Landschaftsmaler Pelouze in Aufnahme gebracht hat. Auch wir hätten Maler sein mögen — Augenblicksmaler —, um all die vorüberfliegende Schönheit festzuhalten: Wald und Heide, dazwischen merkwürdig aufgetürmte Schiefermassen, ausgedehnte Wiesenflächen — ganz in der Art der holsteinischen Knicks von Gebüsch eingerahmt —, auf denen unzählige Rinder und Pferde weideten, dort ein stattliches Kloster mit gewiß uralter Kirche, hier ein verfallener Edelsitz, der zur ferne herabgesunken sein mochte. Kleine dunkle und doch klare Flüsse schlängelten sich durch hellgrüne Matten, auf denen mächtige Heuhaufen standen. Buchweizen- und Getreidefelder zogen sich an die Dörfer und Städtchen heran, die durchweg massiv aus Stein gebaut waren. Eine wunderbar weiche Stimmung lag über der sanftgewellten Landschaft, und doch war die Luft merkwürdig klar durch den Einfluß des Meeres. Und wie erfrischend rein drang sie zu den Fenstern herein! Das duftete nach Korn, nach Wald, nach Heu, nach Meer, immer anders und immer gleich köstlich.

Wir hörten bald auf, die Frauen und Mädchen in weißen Hauben zu zählen, denn schon sahen wir keine andern mehr. Wir passierten Sainte-Anne d'Aray, den berühmtesten Wallfahrtsort der Bretagne, wo man Ende Juli beim großen Pardon sämtliche Trachten des Landes bewundern kann. Die Kirche ist ein moderner Bau im Renaissancestil und liegt weithin sichtbar auf einer Höhe. Bei Lorient sahen wir das Meer. Die Bahn entfernt sich während der ganzen Fahrt nicht sehr vom Ozean, und die meisten Städte, die sie berührt, liegen an der Mündung von kleinen Flüssen, die sich nach der See zu hafentartig erweitern: Bannes an der Mündung des gleichnamigen Flüsschens in den Morbihan, eine Art Gaff, Aray am Aray, der sich ebenfalls in den Morbihan ergießt, Hennebont an der Erweiterung des Blavet, Lorient an der des Scorff; bei Quimper vereinigen sich Odet und Steir zu einer kleinen Bucht usw. Bei der Fahrt über die Scorffbrücke hatten wir einen herrlichen Blick auf die Reede von Lorient.

Es war Abend geworden, als wir uns Quimperlé näherten, wo wir in der Abbaye Blanche unser Standquartier aufschlagen wollten. Die kleine Stadt liegt im Finistère an der Stelle, wo sich Ellé und Isole zur Laita vereinigen. Die Gegend hat man treffend das Arkadien der Basse-Bretagne genannt. Wir waren ganz entzückt, als wir an jenem Juliabend zum erstenmal den malerischen Ort erblickten, der teils auf dem Mont Saint-Michel, teils im reizenden Tale der Laita liegt. Der Turm von Saint-Michel, der sich mit den vier gotischen Ecktürmchen dunkel vom gelblichen Abendhimmel abhob, fiel mir sofort in die Augen. Aber jetzt war nicht Zeit zum Schauen! Als wir unser Gepäck besorgt hatten, fiel es uns unangenehm auf, daß uns niemand erwartete, denn wir bedachten nicht, daß es den Müttern und Schwestern von der Retraite du sacré-cœur verboten ist, den Fuß vor die Schwelle des

Klosters zu setzen. Der einzige Omnibus des einzigen größern Hotels nahm uns als einzige Fahrgäste mit, und auf großen Umwegen — da wir weder über den steilen Berg noch durch das Wasser fahren konnten, über das eine einzige Brücke führt — rollten wir durch Wiesen und dann durch freundliche alte Straßen, wo groß und klein den heitern Abend bei Plaudern und Spiel vor den Türen genoß.

Eine dichte Lindenallee führt auf das Kloster zu. Ziemlich neugierig traten wir durch das Tor mit den alten Steinbildern. Ein liebliches, friedliches Bild bot sich unsern Augen: die Gebäude umgeben in Form eines Vierecks einen idyllischen Garten mit alten hohen Bäumen, dichtem Gesträuch und einem Meer von Rosen. Den Mittelpunkt bildet eine herrliche Zeder. Rosen, Clematis und Waldrebe sind rechts an der Kapelle und an den übrigen Gebäuden emporgeklettert. Und als uns nun noch zwei schwarzgekleidete Nonnen freundlich lächelnd auf dem schmalen Kiesweg entgegenkamen, da war das Bild fertig. Frisch gewaschen und gekämmt saßen wir nicht lange nachher im Fremdenrefektorium und verspeisten „selbstgewachsne“ Riesenartischocken. Hier hatten wir den Blick auf den großen Obstgarten, wo Schafe, Hühner und zwei fette Schweine ihr Wesen trieben. Eine Mutter leistete uns Gesellschaft. Sie fragte uns nach unsrer Heimat, aber wir merkten bald, daß ihr die deutschen Städte samt und sonders böhmische Dörfer waren. Aber wie ungebildet die Nonnen waren, so gut waren sie auch. Wir haben uns sehr behaglich gefühlt in den Räumen der alten Dominikanerabtei, die 1255 von Blanche de Champagne, der Gemahlin Herzog Johannis des Ersten, gegründet wurde. Gern denke ich an die stillen Wesen zurück: Madame la Supérieure, eine kleine, untersetzte Dame, deren ruhige Würde durch die Schwerfälligkeit des Alters noch erhöht wurde, die komische Mutter, die aus Vogelfedern ganz allerliebste Bögelnchen fabrizierte, die sie zum Wohle der Armen verkaufte, die Bleiche, Überzarte mit den verzückten dunkeln Augen, die fleißigen *sœurs converses*, die zum Zeichen ihrer dienenden Stellung keine schwarzen Schleier über den weißen Hauben tragen durften. Alle waren Bretoninnen und hatten ihre Namen mit denen von Heiligen vertauscht: *mère Saint-Michel*, *sœur Saint-Brieuc* usw. Zur Bedienung gehörten noch zwei Weltkinder: die alte schelmische Marie, die für das Kloster einholte und die Mahlzeiten sehr unverfrohren mit ihren guten Witzgen würzte, und ihre vierzehnjährige Enkelin. Die Pensionärinnen, die wie wir zur Erholung und zum Vergnügen da waren, gehörten meist der englischen Nation an. Doch gab es auch Pensionärinnen auf Lebenszeit; das waren alte Französinen, arme Hühner, die gierig wie Hechte und stumm wie diese ihre Mahlzeiten verschlangen, sich darauf ein dickes Butterbrot strichen und mit diesem in ihre Gemächer enteilten.

Die größte Denkwürdigkeit der Abbaye Blanche war eine kleine, rosenumrankte Grabkapelle, in der ein höchst unruhiger Herr von seinem Leben ausruhte. Im Jahre 1345 wurde Herzog Jean der Vierte hier in der damaligen

Dominikanerabtei beigelegt, und bis zur Revolution waren an der Kapelle die Worte zu lesen:

Hic jacet Joannes, dux Britanniae,  
comes Monfortis, quis decessit die  
XX septembris MCCCXLV.

Als Bruder des verstorbenen Herzogs Jean des Dritten hat Jean von Montfort bis an sein Lebensende gegen dessen Schwiegerjohn Charles von Blois um die Bretagne gekämpft. Die Könige von England und Frankreich, froh der Gelegenheit, sich zu befehlen, mischten sich in den Streit. Eduard der Dritte und der schwarze Prinz unterstützten Montfort, während sich Blois nicht vergeblich an Philipp den Sechsten wandte. Als Montfort tot war, und Charles gefangen im Louvre saß, führten die beiden Frauen den Krieg fort, der in der Geschichte unter dem Namen guerre des deux Jeannes bekannt ist. Nach der Niederlage des großen Connétable Du Guesclin bei Mury, 1365, wurde das Herzogtum den Montfort zugesprochen. Aber schon 1491 kam die Bretagne als Mitgift der Erbin Anna an die französische Krone.

Wie königstreu die bretonische Bevölkerung dann geworden ist, weiß jedermann, denn die sogenannte Vendée spielte sich ja ebenso heftig in der Bretagne ab wie in der Vendée selbst. Für Gott, den König und Monseigneur ließen sich die Bauern hinhorden, weil sie von alters her diese drei über sich anerkannt hatten. Gott und den König liebten sie aus der Ferne, weil man ihnen gesagt hatte, daß sie es gut mit ihnen meinten, und Monseigneur fürchteten sie, wie sie den Teufel fürchteten, der nachts im Mondschein heulend auf dem verwünschten Felsen bei Locunolé saß, wo man noch heute die Spuren seiner Taten sehen kann. In Quatre-vingt-treize schildert Victor Hugo in seiner phantastisch-grotesken Art die heimlichen Zusammenkünfte der Royalisten, der „Chouannerie“, und die blutige Guerilla in den großen Wäldern.

Über hundert Jahre sind seitdem vergangen, und die Zeiten haben sich geändert. Man hat sich in die Republik gefügt. Der 14. Juli wurde in Quimperlé wie überall mit Hingebung und Ausdauer gefeiert. Schon ganz frühmorgens läuteten die wohlstönenden Glocken droben von Saint-Michel und unten von Sainte-Croix, einem interessanten Kuppelbau aus frühromanischer Zeit, der die Reste des heiligen Gurloès birgt. Am Tage vorher hatte man rings um die Place de la République hohe Fahnenstangen aufgerichtet. Dort und in der Lindenallee vor dem Kloster entstanden Holztribünen für die Musiker, die zum Tanze aufspielen sollten. Am Festtage flatterten die blau-weißroten Fähnchen — das Blau konnte ebensogut Grün vorstellen —, und die Tribünen waren mit Laub geschmückt. Schon am Vormittag lockten uns die eigentümlich hohen Töne des Dudelsacks, des binou hinaus unter die Linden. Je näher wir kamen, desto schriller klang die Musik, aber es sah zu köstlich aus, wie der dicke Dudelsackbläser so wichtig mit aufgeplusterten Backen seines Amtes waltete und dabei stumpfsinnig mit dem holzbeschuhten rechten Fuße

den Takt stampfte. Neben ihm saß ein anderer, der eine Art Klarinette blies. Die Kameraden wechselten sich in Melodie und Begleitung ab. Auf der langen Mauer, die die Allee von der tiefer liegenden gepflasterten Straße trennt, saßen schwatzend und lichernd die Mädchen im schönsten Staat. Die meisten trugen feine schwarze Tuchkleider mit reichem Sammetbesatz, die den Hals frei ließen, um den sich eine weiße Krause oder ein großer steifer Stuartkragen legte. Die Ärmel waren unten weit und mit breiten weißen Spitzen versehen. Die großen Schürzen waren heute von Seide, und die weißen Häubchen mit Stickerei verziert. Einige wohlhabende Bürgertöchter trugen kunstvollen Halschmuck und goldne Uhrketten. Gegenüber hatten sich die jungen Leute aufgestellt, deren kurze Jacken und Westen ebenfalls aus schwarzem Tuch und viel Sammet hergestellt waren. Auch um die schwarzen Filzhüte legte sich ein Sammetband mit breiter Schnalle. Die grauen Hosen waren merkwürdigerweise an den Knien am engsten und fielen trichterförmig auf die Schuhe hinab. Zwei Matrosen und ein piou-piou (Infanterist) bildeten die farbigen Punkte in diesem dunkeln Knäuel, denn auch die Soldaten haben am 14. Juli Urlaub. Übrigens ist auch die blaue Bluse ballfähig.

Da ich einmal bei den Kostümen bin, will ich gleich bemerken, daß diese in der Bretagne sehr verschieden sind. So sind die von Pont-l'Abbé und Douarnenez recht farbenfreudig. Auch die Männer tragen dort bunte Stickerei und dazu an einigen Orten die kurzen Pluderhosen und Stulpenstiefel, wie sie auf den bretonischen Fayencen abgebildet sind, die in Locmaria bei Quimper hergestellt werden. Ebenso schwer wie es ist, die verschiedenen Trachten zu beschreiben, so schwierig ist es wohl, einen bestimmten Typus festzustellen. Man merkt doch, daß die keltische Stammbevölkerung im Laufe der Jahrhunderte mit romanischen und germanischen Elementen durchsetzt worden ist. Die Männer haben im allgemeinen schönere Gesichter als die Frauen, doch machen auch diese einen gesunden und frischen Eindruck. Ich habe viel sehr alte und dabei noch recht lustige Leute gesehen, besonders im Innern des Landes. Die Küstenbevölkerung ist natürlich ernster durch die Nachbarschaft des Meeres, das ihnen manchen ihrer besten Männer entreißt, und das sich im Westen langsam in ihr Land hineinfrißt. Dort ist es wild und „schauerlich öd“. Da donnert die Brandung in die Baie des Trépassés und spritzt hoch empor an der wildzerklüfteten düstern Pointe du Raz. Im sechzehnten Jahrhundert zerstörte sie die Stadt Penmarch, nicht weit von der Stelle, wo sich jetzt der schönste Leuchtturm Frankreichs, der Phare d'Edmühl erhebt.

Doch in Quimperlé sind wir zwölf Kilometer vom Meer entfernt. Die Sonne scheint, die blühenden Linden duften, die Weisen des biniou locken, und bald tanzt Bretonne und Bretonin die alte, beliebte Gavotte. In Viererreihen, je zwei Mädchen in der Mitte, geht es mit zierlichen Schrittschritten auf und nieder; manchmal vereinigen sich die Reihen und bilden kunstvolle Figuren. Trotz des Staubes, der sie umwirbelt, tanzen sie unermüdet bis zum letzten Ton. Mit der Gavotte wechselt regelmäßig ein hübscher Rundtanz, der ein

wenig an den Rheinländer erinnert. Auf dem Festplatze hatte sich unterdessen ein regelrechter Jahrmarkt entwickelt. Eine Gruppe von Knaben sah aufmerksam zur Spitze eines hohen Kletterbaumes empor, wo Sacke, Hüte und Taschentücher der Turnkünstler harrten, die am Nachmittag ihr Glück versuchen sollten. Auf Tischen lagen eßbare Herrlichkeiten verlockend ausgebreitet: rote Bonbons, giftig-grünes Nougat, ganze Reihen von runden, glänzendbraunen *petites bretonnes*, knusprige *cracuelins* und große Stücke von zähem *flan*. Unsere Nonnen wollten natürlich gar nichts von dem Feste wissen, denn sie stehen mit der Republik, die ihre Schule geschlossen hat, auf gespanntem Fuße. Sie konnten es aber nicht verhindern, daß wir nachmittags den *courses* beiwohnten, die freilich rührend waren. Das Wettfahren der Boote konnte leider nicht stattfinden, da der Wasserstand niedrig blieb, und die *Laita* nach der See zu sehr versandet ist. Darum beschränkte sich das Ganze auf vier Radfahrer und einige kleine Wagen. Eine Militärkapelle war aus *Lorient* eingetroffen und spielte recht gut. In den Pausen wurden kleine Luftballons losgelassen, die sich in Gestalt von Schweinen, Teufeln, Balletteusen, Löwen und *Pierrots* unter die Vögel des Himmels mischten. Abends war der Kletterbaum leer, die Händler räumten befriedigt ihre Tische fort, und auf dem freien Platze lebte bei Militärmusik noch einmal die Tanzlust auf. Das große Präsekturgebäude war strahlend illuminiert, und auch rings um den Platz hatte man bunte Lämpchen angezündet. Das war noch ein hübsches Bild zum Schluß.

Südlich von *Quimperlé* fließt die *Laita* durch den Wald von *Carn-Hoët*, der eine Fläche von 724 Hektar bedeckt. Menhirs und Dolmen aus der Druidenzeit und manche Reste römischer Befestigungen machen ihn für Alttertumsforscher interessant. Die Trümmer der Burg *Carn-Hoët* erinnern den Wanderer an den gefürchteten *Wüterich Con-Mor*, der dort im Mittelalter gehaust hat, bis in einer Nacht das Schloß auf geheimnisvolle Weise zerstört worden sein soll. Noch lange nachher hat das Volk die Stelle *Men-Daon* (verfluchter Stein) heißen. Mitten im herrlichsten Walde liegt an einer seeartigen Erweiterung der *Laita* das Herrenhaus *Saint-Maurice*, das einem frühern Deputierten des *Finistère* gehört. Ein wohlgepflegter Rasenplan vor dem Wohnhaus dehnt sich bis ans Wasser, das mit seiner türkisblauen Farbe und den föhrenbewachsenen Abhängen einem Alpensee gleicht. Segelboote gleiten langsam und lautlos darauf hin. Im Jahre 1179 kam hierher der heilige *Maurice*. Er hatte sein Amt als Abt von *Langonnet* niedergelegt, um sein Leben in der Waldeinsamkeit zu beschließen. Mit zehn Genossen lebte er hier noch fünfzehn Jahre, und die Verehrung, die er im ganzen Lande genoß, hat sich auf seine Gebeine übertragen, die in der Schloßkapelle aufbewahrt werden. Die Abtei, deren Gründer er war, wurde in der Revolution zerstört, und der letzte Abt hat sich während der Schreckensherrschaft lange in den Felsklüften der Umgegend versteckt gehalten. Im frischgrünen Walde von *Carn-Hoët* sind wir auf lauschigen Wegen stundenlang gewandert, ohne einen Menschen zu treffen, und auch auf den gut gehaltenen Römerstraßen war es angenehm einsam. Es ist ein rechter

Märchenwald aus hohen schlanken Buchen und Edelkastanien. Dazwischen wuchern Efeu und Stechpalme und umkleiden bemooste Felsblöcke. Eine breite Chauffee führt schnurgerade hindurch von Quimperlé bis an den Ozean nach dem kleinen Seebade Les Grands Sables. Mit zwei andern Badeorten: Bellangenais und Le Boulou liegt dieses am Rande des Hochplateaus, das schroff und felsig zum Meere abstürzt. Ein schöner, breiter Sandstrand dehnt sich zu seinen Füßen aus. Als ich zum erstenmal dort oben stand und den Atlantischen Ozean rauschen hörte, der in langen Wellen heranflutete, kam mir Heines Meergruß in den Sinn:

Thalatta! Thalatta!  
 Sei mir begrüßt, du ewiges Meer.  
 Sei mir begrüßt zehntausendmal  
 Aus jauchzendem Herzen.

Es wogten die Fluten,  
 Sie wogten und brausten,  
 Die Sonne goß eilig herunter  
 Die spielenden Rosentlichter;

Und blendend strahlte mir entgegen  
 Der smaragdene Frühling,  
 Und es rauschen die weißen Blütenbäume.

Es war unbeschreiblich schön: der blaue Himmel, die dunkelbraunen Felsen, der blendend weiße Sand und das ewig wechselnde Meer. Rechts ein steiles Vorgebirge, links die Mündung der Laita, und gegenüber am Horizont als zarte Silhouette die Insel Groix, die uns nicht vergeblich lockte. Von Orient aus, das an sich nichts Hervorragendes für den Reisenden bietet, fuhren wir in einem kleinen Vergnügungsdampfer hinüber. Das Fort Louis bietet als Abschluß und Schutz des Kriegshafens ein schönes Bild. Während wir vom Verdeck aus die festen Mauern und Türme bewunderten und uns über die Kiefern freuten, die zwischen all dem Stein das einzig Lebendige zu sein schienen, fingen die Glocken in der Stadt an zu läuten, und eine der Kanonen, die vom Fort herabdrohten, gab die Mittagschüsse ab, die über das Meer hinrollten. Das Festland versank zusehends, und ganz wie dieses, mit steiler Felsenküste trat die Insel immer deutlicher hervor. Nach einstündiger erfrischender Fahrt liefen wir in den kleinen Hafen Port-Tudy ein, und die Fahrgäste zerstreuten sich nach allen Richtungen. Da die Insel sehr schmal ist, gingen wir gleich geradeaus nach der Südküste. Der Seewind wehte uns entgegen und fuhr in die Felder zu unsern Seiten, daß sie in „schwanken Silberwellen“ wogten. Zur Rechten lag Groix, der Hauptort der Insel. Außer den stattlichen Bäumen des alten Friedhofs sahen wir weder Baum noch Strauch, nur Felder, Wiesen, Windmühlen, kleine Dörfer, links ein Fort, am nördlichen Horizont einen violetten und am südlichen einen tiefblauen Streifen: das Meer. Nahe der Küste kamen wir durch ein Dorf, dessen Bewohner nicht an Fremde gewöhnt schienen, denn sie starren uns nach, solange sie uns sehen

konnten. Die Männer trugen blaue Seemannsmützen. Ihre Fischerboote lagen unten in einer kleinen Felsenbucht. In der einfachen Kapelle fiel uns ein Schiffsmodell ins Auge, das als Weihgeschenk von der Decke herunterhing. Ich habe noch öfter solche Schiffe gesehen, aber kein so hübsches wie jenes in dem armen Fischerdorf. Fast jedes der kleinen Häuser hatte einen winzigen Garten mit einem kräftigen Feigenbaum. Und dann machten wir dort die merkwürdige Beobachtung, daß allemal eine Seite des Hauses mit getrocknetem Kuhmist dekoriert war, der jedenfalls im Winter als Heizmittel dient. In einem großen Tümpel spiegelten sich waschende Frauen bei munterm Geplauder in bretonischer Sprache. Das Wörtchen „ja“, das dieselbe Bedeutung hat wie bei uns, war das einzige, das wir verstanden, und mutete uns heimatisch an. Das landesübliche Waschverfahren besteht übrigens darin, daß man die Wäsche — ob Wolle oder Baumwolle ist gleich — ins kalte Wasser taucht und auf einem Stein ausdrückt. Besonders reinliche Wäscherinnen schlugen zur Bekräftigung noch ein wenig mit einem Holze darauf herum.

In der Gegend von Le Faouët in Morbihan, 21 Kilometer nördlich von Quimperlé habe ich die Leute im Verdacht, daß sie vorziehen, ihre Sachen überhaupt nicht zu waschen. Hier mag Victor Hugos Behauptung noch zustimmen, daß die Bretonen das Wasser nur zum Trinken brauchten. Die Hauben der Frauen machten allerdings eine rühmliche Ausnahme. Man will wohl nicht hinter den Landsmänninnen zurückstehn, die schon mehr von der Kultur belect sind, und gerade die Hauben sieht man so sehr!

Ein Ausflug in diese Region war höchst interessant, weil sich dort manche Eigentümlichkeit des Volkes erhalten hat, die sich an der Küste durch fremden Einfluß verloren hat. Auch die Gegend zeigt einen andern Charakter. Man nennt sie die bretonische Schweiz. Wir hatten mit einigen jungen Engländerinnen einen leichten Wagen, eine Art Krenser gemietet und fuhren am frühen Morgen fort. Es war Markttag, und viele Bauern in blauen Blusen kamen uns entgegen, die ihre Kühe, Kälber, Schweine, Kartoffeln usw. in Quimperlé verkaufen wollten. Die Armern gingen zu Fuß und trieben die Tiere vor sich her. Die andern saßen mit ihren Frauen in kleinen zweirädrigen Wagen und fausten stolz an uns vorbei, daß die Hut- und Haubenbänder flatterten und knatterten. Denn für sie gings bergab, während wir bergan krochen und ganze Strecken zu Fuße neben dem Wagen her gingen. Die Gegend wurde immer gebirgiger und melancholischer. Düstre Kiefern und stark duftender Wacholder mischten sich unter die Laubbäume, bis sie schließlich den Sieg behaupteten. Statt der freundlichen Matten zog sich die graue Heide heran. Durch armselige Weiler führte uns die Straße. In einem machten wir Halt. Das war Saint-Giacre, wo eine berühmte Kapelle mit schönem Lettner sein sollte. Unser Wagen war sofort umringt von einer schmutzigen Kinderbande. Die Mädchen rissen Mund und Augen auf, dann pufften sie sich verlegen lachend an. Die Jungen dagegen drängten sich herbei und brüllten: la clef? la clef? Wir

ahnten, daß sie den Schlüssel zur Kapelle holen wollten, und schon stoben sie rechts in die kleine Dorfstraße — wenn man es so nennen kann — hinein, an deren Ende wir die zierliche gotische Kapelle aus dunkelgrauem bröckligem Stein erblickten. Wir gingen darauf zu, von den Kindern gefolgt, denen sich aus den schmutzigen Häuschen die Erwachsenen angeschlossen. Steine, Hühner, Baumwurzeln und Gänse trugen nicht zur Bequemlichkeit der schmalen Gasse bei. Nun standen wir vor dem Bau, dem Stolz des Ortes, der sehr verwahrloßt ausjah. Das Gemäuer klappte stellenweise weit auseinander. Drinnen schlug uns kalte Moderluft entgegen. In den hohen bunten Fenstern fehlten ganze Stücke. Köpfe und sonstige Stücke von steinernen Heiligen lagen umher. Und nun der Lettner! Es war die kunstvollste Holzschnitzerei aus dem fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert, aber die Schönheit wurde wesentlich beeinträchtigt durch die grellbunten Farben, mit denen eine barbarische Hand im achtzehnten Jahrhundert das Kunstwerk übermalt hatte. Wir hätten so gern Näheres über das traurige Schicksal des Gebäudes erfahren, aber von all den Menschen, die sich neugierig an der Tür drängten, verstand keiner Französisch. Oui und non, la clef? und un sou! waren die einzigen Worte, die sie kannten, namentlich schienen sie das Letzte zu lieben. Le Faouët, wo wir den Wagen warten ließen, ist zivilisierter. Sehr hübsch ist die hölzerne Markthalle, die an skandinavische Bauten erinnert. In diesem Orte sahen wir auch noch echte bretonische Stuben mit geschnitzten dunkeln Möbeln und großen Schrankbetten, die in der Nacht luftdicht verschlossen werden. Über der Haustür fehlte nirgends der gui, der glückbringende Mistelbusch. Wir folgten der Römerstraße, die uns aus dem Ort hinaus in das romantische Thal der Glé führte. Dieses Flüsschen, das bei Quimperlé so lautlos durch die Wiesen fließt, ist hier noch ein Gebirgsbach, der zwischen wald- und heidebedeckten Höhen plätschernd und murmelnd über Steine stürzt. Unser Ziel war die Wallfahrtskapelle Sainte-Barbe dort oben auf dem steilen Felsen. Auf den glatten Kiefernadeln stieg sichs nicht zu angenehm, aber oben vergaß man das bei dem herrlichen Blick über die gebirgige Bretagne hin:

Quel ravissant coup d'œil du haut de la montagne,  
 Quels sites enchanteurs, quel magnifique ciel  
 En cet endroit béni de notre belle Bretagne,  
 Où règne en premier lieu l'archange Saint-Michel!

So besingt ein Patriot dieses schöne Fleckchen Erde. Neben dem gotischen Kirchlein, das einst der Seigneur von Toulbouldu der heiligen Barbara stiftete, als sie ihn in einem schweren Gewitter beschützt hatte, steht nämlich eine viel ältere Kapelle des heiligen Michael. Als die römischen Kolonisten zum Christentum übertraten, weihten sie diesem Erzengel alle die hochliegenden Orte längs der Heerstraße, auf denen sie vorher Merkur, den Gott der Reisenden und der Diebe, angerufen hatten. Daher die zahlreichen Kirchen Saint-Michel auf Bergen und Höhen im bretonischen Lande.

In eine ähnliche Landschaft führte uns unsre Reise, als wir die stillen Heidestädtchen Ploërmel und Josselin aufsuchten, die beide herrliche Kathedralen haben. Wir waren über Quëstembert nach Ploërmel gefahren und hatten die Kirche Saint-Armel besucht, die neben romanischen Elementen früh- und spätgotische aufweist. Besonders reich sind die Seitenschiffe mit schön geschnitzten Türen und kunstvollem Maß- und Stabwerk in den Fenstern, durch deren reiche Glasmalerei das Licht wunderbar warm in den weiten Raum fällt. Dann wanderten wir in westlicher Richtung nach Josselin. Gerade auf der Mitte des Weges, sechs Kilometer von Ploërmel und sechs Kilometer von Josselin entfernt, liegt die Heide von Mi-voie. Dort erhebt sich ein gewaltiger Obelisk, von allen la pyramide genannt, zur Erinnerung an den combat des trente. Es war zur Zeit des Hundertjährigen Krieges, als die Engländer teilweise Besitz von der Bretagne ergriffen hatten. Da ritt im Jahre 1351 eines Morgens aus den Toren von Josselin der Schloßhauptmann Beaumanoir mit vierzehn französischen Edelleuten. Zu derselben Zeit machten sich in Ploërmel fünfzehn englische Ritter auf den Weg. Sie trafen auf der Heide von Mi-voie zusammen, und es erhob sich ein so blutiger Kampf, daß keiner der Dreißig lebend den Platz verließ. Der Obelisk ist neu, aber ein bescheidenes Steinkreuz dahinter hat gewiß schon lange den verhängnisvollen Kampfplatz bezeichnet.

In Notre-Dame-du-roncier, der Kathedrale von Josselin, liegt Olivier de Clisson, der Freund und Nachfolger des Du Guesclin, Connétable von Frankreich begraben. Wir haben uns das Grabmal angesehen, das, wie die meisten jener Zeit, ihn und seine Gemahlin Margarete von Rohan liegend darstellt.

Ein Herzog von Rohan bewohnt auch jetzt das prachtvolle, wohlerhaltene Schloß, das sich im Dufst spiegelt. Seit dem Mittelalter ist es durch seine Schönheit und Stärke weithin berühmt, und auch wir waren von dem ritterlichen Bau ganz begeistert.

Zum Schluß noch ein kleines Seebild. Man denke sich eine alte kleine Festung, vollständig von Wasser umgeben, die nur durch eine massive Brücke mit dem Lande in Verbindung steht, wo sich ein neuer Stadtteil entwickelt hat. Hüben und drüben, am Strand und auf den Wällen Frauen und Kinder, die aufmerksam die kleinen schwarzen Punkte verfolgen, die sich am Horizont bewegen und sich vergrößern. Wir sind in Concarneau. Die Punkte sind achthundert Fischerboote, eine kleine Flotte, die ausgezogen ist, Thunfische, Sardinen und Makrelen zu fangen. Die Flut bringt sie herein. Bei Seewind ist es reizend, wenn sie angeschossen kommen, geschickt lavieren und mit schneller Wendung in den Hafen einlaufen. Die braunroten Segel sausen herab, und blaue Netze flattern zum Trocknen von den Masten. Überall sieht man Körbe mit silberglänzenden Fischen, und mit den sonnenverbrannten blauen Gefellen ist Lärm und Bewegung in das Strandidyll gekommen.

